

einer der wenigen Maler, die noch naturalistisch malen können und gerade bei einer Krippe muß alles naturalistisch gestaltet sein. Eine abstrakte Krippe würde die Beschauer ebensowenig packen wie ein abstrakter Film. Die Anordnung der Personen muß, wie ersichtlich, einem Mittelpunkt zugeordnet sein, dem göttlichen Kind, seiner jungfräulichen Mutter und dem Pflegevater Josef. So führt die Krippe hin zur Verkündigung des Geheimnisses der heiligen Nacht: „Dieses schwache Kindlein ist der große Gott, der um unseres Heiles willen vom Himmel herabgestiegen ist und die Knechtsgestalt des Menschen angenommen hat.“

Die Krippen sind auch heute noch, auch nach der Liturgiereform, eine Kanzel für Groß und Klein. Seelsorger, die ins Herz und Gemüt der Gläubigen vordringen wollen, wissen um die Wirkung eines solchen plastischen Bildes wie der Krippe, mit ihrer dritten Dimension. Auch in nüchternen, modernen Kirchen haben da und dort

Pfarrer beim Bau der Kirche schon für eine Krippenische gesorgt; ich nenne in unserem Dekanat die im Bau befindliche Kirche Puchheim-Bahnhof. Erst recht darf in einer Barockkirche, wo Herz, Sinn und Gemüt durch den Formenreichtum und die Farbenpracht erfreut werden, die Krippe nicht fehlen. Deshalb ist es auch kein Zufall, daß das Krippenmotiv in Malerei und Plastik vom barocken Künstler immer wieder aufgegriffen wird. In diesem Zusammenhang darf ich auf die entzückende Barockkrippe der Klosterkirche Dießen hinweisen, die einmaligen kunsthistorischen Wert hat. Es wäre zu wünschen, daß gerade heutzutage die Krippe in Kirche und Familie der Verflachung und Entchristlichung des Weihnachtsfestes kräftig entgegenwirken wird.

Anschrift des Verfassers:

Pfarrer Hans Schäfer, 8081 Schöngeising, Amperstraße 2

Vom Prehentag, der Perchtennacht und der Pefana

Alte Namen für das Fest der Heiligen-Drei-Könige

Von Alois Angerpointner

Wohl viel älter als das Fest und der Name der „Heiligen-Drei-Könige“ ist das altbayerische Wort „Prehentag, Berchttag und Phentag“. Bei der Christianisierung der Bajuwaren ging die katholische Kirche, wie bei jeder Missionierung, auf die kulturellen Eigenheiten und die besonderen Gepflogenheiten der betreffenden Volksstämme ein. Sie zerstörte das althergebrachte Brauchtum nicht, das sich so tief in die Volksseele eingewurzelt und eingepreßt hatte, sondern sie ließ es bestehen, deutete es nur um und brachte einen neuen und tieferen Sinn in die herkömmlich kultischen Handlungen.

So hat sich auch bei uns bei den Hochfesten der Kirche so viel erhalten und nicht einmal die Aufklärung im 18. und 19. Jahrhundert brachte es fertig, den verbliebenen Rest der Bräuche hinwegzuspülen; ja, es ist sogar sehr schwer, das Althergebrachte von dem Christlichen zu trennen und abzusondern.

Da ist zunächst das Wort „Brehentag“ für das Fest der Erscheinung des Herrn überliefert. Das Tätigkeitswort „brehen, brechen“ — es bedeutet so viel wie „strahlen, glänzen“ — hat nur noch einen Abglanz seiner ehemaligen Bedeutung in dem heutigen Eigenschaftswort „prächtig“, während uns das alte Tätigkeitswort „brehen“ ganz verloren gegangen ist. „An dem Brehentag“ heißt es in einer Urkunde der Monumenta boica (M. B. XVIII/262) aus dem Jahre 1401. „Zwischen dem Ebenweich- und dem Brehentag“ berichtet eine Urkunde aus dem Jahre 1352 (M. B. XXI/412); 1382 taucht auch noch das Wort „Prehen abent“ auf.

Mit diesem Tag, richtiger noch mit dieser Nacht, gingen die 12 Rauh Nächte zu Ende, die vom Heiligen Abend

bis zum Heilig-Drei-König-Tag dauerten. Daß man an diesen Tagen keine Wäsche auf der Leine hängen lassen durfte, daß man also nicht waschen sollte, ist nur einer der vielen überlieferten Bräuche; und man denke nur ja nicht, daß diese alte Überlieferung vielleicht bei uns schon ausgestorben wäre.

In den Voralpengebieten aber ging an diesem Tage die Frau Berchta um und deshalb blieb auch für diesen Tag die Bezeichnung „Berchtentag“, „Berchtenabend“, „Berchtennacht“. Manchmal hieß er auch der „Oberste Tag“. Kirchlich gesehen stand ja schon immer das Fest der Erscheinung des Herrn viel höher als das Weihnachtsfest und an diesem „obersten Tag“ feiert heute noch die Ostkirche ihr Weihnachtsfest. — „Bercht“ und „berht“ als Eigenschaftswörter bedeuten so viel wie glänzend, prächtig und herrlich, kommen also in ihrer Bedeutung dem Tätigkeitswort „prehen“ ganz nahe. — Schon um das Jahr 1000 wird die „Giperehtennaht“ überliefert. „Des nachsten Maentags nach den paertentag“ heißt es in Urkunden, die zwischen 1297 und 1316 zu datieren sind (M. B. XVIII, 30, 84, 86). Die Übersetzung lautet: Am Montag nach dem Berchtentag, d. h. nach Heiligdreikönig. In Tirol ist 1288 aufgezeichnet „von dem nehesten Pertentage“.

Sehr viel Brauchtum hat sich über die „Perchten“ erhalten: die „schönen“ und „schiachen“, das sind verummte Gestalten, in lustige oder in häßliche Masken gehüllt, die dann den „Perchtenlauf“ oder den „Perchtentanz“ aufgeführt haben. Gerade im Salzburgischen und im Berchtesgadener Land haben sich diese volkstümlichen Umzüge bis heute erhalten. Man drohte den Kindern,

daß, wenn sie nicht brav und ordentlich wären, die Frau Berche käme und ihnen den Bauch aufschneiden würde; eine starke Ähnlichkeit mit dem Märchen vom Rotkäppchen. Die Erwachsenen aber — man sagte den Bauernknechten und Holzfällern nach, sie wüßten ein Mittel gegen die Frau Berche und gegen das Bauchaufschneiden — aßen recht fetten Kuchen oder einen richtigen Holzhackerschmarrn. Davon wurde der Volksmeinung nach der Bauch so fett, daß das Messer der Frau Bercha ausrutschen mußte und so das Ziel verfehlte.

Von dem früher herrschenden Aberglauben sei hier nur die angebliche Verbindung der Weiberleut mit dem Teufel und dem Reiten mit ihm durch die Lüfte an diesem Tage angedeutet. Geblieben sind die schönen Namen der Berta, des Ortes „Berchtesgaden“, eines Berthold und des wohlklingenden Wortes „prächtig“ und „prachtvoll“ aus jener Sprache, die wir nur mehr schwer verstehen können

und die doch so klangvoll war und verzaubert durch das Geheimnisvolle des damit verbundenen Brauchtums. Zu erwähnen wäre noch die Verdeutschung des griechischen Wortes „epiphania“ (Erscheinung des Herrn), das einfach verstümmelt wurde zu „Phentag“. Es wurde noch erweitert zu „Pefana“ und „Befana“. „An Phentag“ berichtet eine alte Urkunde um 1432 aus dem Kloster St. Florian in Österreich.

Gleichgeblieben aber ist seit Jahrhunderten das

C + M + B

das man über alle Türen (mit einer Ausnahme) geschrieben hat, zur Erinnerung an jene berühmten Heiligen-Drei-Könige, deren Fest wir heute begehen.

Anschrift des Verfassers:

Schulrat Alois Angerpointner, 8 Karlsfeld, Nordenstraße 8

Wie der Freisinger Domberg Bischofssitz wurde

Von Prof. Dr. Joseph A. Fischer

Wer von Süden her, auf der Bundesstraße 11 oder mit der Eisenbahn, sich Freising nähert, dem tritt vor allem der Domberg mit seinen beiden nun leuchtend weißen Türmen, den ausgedehnten Gebäuden der ehemaligen Bischofsresidenz, des neuen Priesterseminars, des Knabenseminars, des Domgymnasiums und der Philosophisch-Theologischen Hochschule sowie der Dombibliothek vor das Auge. Weiter zurück erheben sich die frugotische Johanneskirche, die hochgiebelige Benediktuskirche und schließlich am Ostrand des Hügels das Camerloher-Gymnasium, die frühere Lehrerbildungsanstalt. Mehr als ein Jahrtausend hindurch, von 739 bis 1803, war dieser „gar schöne Berg“ (mons pulcherrimus), wie er in einer Urkunde von 828 genannt wird, Bischofssitz (und damit später Residenz eines geistlichen Reichsfürsten) zwischen den Nachbardiözesen Augsburg (und Neuburg/Staffelsee), Regensburg, Salzburg (und Chiemsee) und Säben bzw. Brixen. Damit war der Freisinger Domberg ein geistlich-geistiger Mittelpunkt des altpäpstlichen Raumes, auf der Alpennordseite das bedeutendste kirchliche Zentrum zwischen den einstigen Römerstädten Augsburg, Regensburg und Salzburg.

Freising war keine ehemalige Römerstadt wie die drei genannten. Es existierten in diesem Dreieck in der Spätantike und im Frühmittelalter überhaupt keine Städte. Nur in Städten aber, nicht in kleineren Orten, durfte es Bischöfe geben, wenn man an kirchenrechtlichen Bestimmungen wie etwa jenen der Synode von Sardika (342) festgehalten hätte. Doch schon im Altertum waren derartige Vorschriften nicht überall durchzuführen. Speziell in dem uns hier näher interessierenden Raum gab es anscheinend früh Bischofssitze, die nicht durch die Mauern einer Stadt gesichert waren, sondern etwa durch die Wasser eines umgebenden Sees, wie Neuburg auf der

größeren Insel des Staffelsees, oder die auf schützender Bergeshöhe lagen, wie das einstige Bistum Säben in Südtirol.

Auch in dem städtelosen Land zwischen Amper und Inn war es ein Berg, der sich nachmals als Bischofssitz empfahl, der Freisinger Domhügel. So hat die Erdgeschichte die ersten Voraussetzungen dafür geschaffen, daß der Freisinger Domberg später einmal kirchlich-kultureller Mittelpunkt werden konnte. Dieser Domberg entstand wie sein Zwillingsbruder, der Weihenstephaner Hügel, zunächst als Bestandteil des Hügelrückengebietes zwischen Isar und Amper im Jungtertiär vor mindestens einer Million von Jahren. Am Ende der Eiszeit, beim letzten Vorstoß der Gletscher, löste die Isar den Domberg und vielleicht jetzt erst auch den Weihenstephaner Berg endgültig vom Hügelland los¹, sodaß diese nun seit wenigstens 10 000 bis 20 000 Jahren als gesonderte Erhebungen aufragen.

Die frühesten Spuren menschlicher Besiedlung des Dombergs wurden 1949 beim Wiederaufbau des kriegszerstörten Wohnhauses Nr. 36 an der Südseite des Domes entdeckt. Man fand Scherben und Bronzen aus der frühen und der Hügelgräberbronzezeit, aus der älteren und jüngeren Urnenfelderzeit und vielleicht noch aus der Hallstattzeit², aus den Jahrhunderten also etwa zwischen 1800 und spätestens 450 vor Christus. Für die Römerzeit haben wir bis heute keine greifbaren Spuren einer Benützung des Dombergs, der jedoch wegen seiner strategisch vorzüglichen Lage eigentlich zur Besetzung reizen mußte. Im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, nach der Landnahme durch jene germanischen Verbände, die in den literarischen Quellen seit etwa 550 als Baiern erscheinen, machte sich dann ein Frigis(o) ansässig. Sein